

Schradak Nahk

In den Straßen Seperias

»Ich liebe Seperia! Auch wenn die Stadt mich mit der Zeit krank gemacht hat, habe ich keinen Tag mehr bedauert als den, als ich sie verlassen musste. Aber ich hatte keine Wahl, denn sosehr sie meine Sinne auch gereizt und mein Herz strapaziert hat, sosehr raubte sie mir auch den Atem.

Wisst Ihr, Seperia ist eine andere Welt. Die Gier spürt man in jedem Händedruck und den Hass schmeckt man in jedem Bissen. So etwas wie Liebe ist dazu verkommen, als herumlungernde Gestalt aufzutreten. Schmutzig und verdreckt und kaum mehr als das zu erkennen, was sie einst war.

Ich liebe diese Stadt. Das wenige an Liebe und Zuversicht zu suchen, zu finden und aufzusaugen wie eine kühle Sommerbrise, hat mir die Kraft gegeben, all die Jahre hier zu überstehen. Macht aber nicht den Fehler und schließt daraus, dass ich jetzt, wo ich auf dem Lande lebe, glücklich bin. Im Geiste bin ich noch immer in den Straßen Seperias gefangen und suche verzweifelt meine eigene herumlungernde Gestalt.«

Magnus Ollmarth, Vorsitzender der Citybank of Seperia 2088-2109 nach Bilés, im Interview mit der Seperia Zeitung zu der Artikelreihe: »Unsere Stadt Seperia«

Prolog

Zuerst kam der Dampf. Er quoll zwischen den Steinen der Straße hervor, aus den Kellerfenstern und der Kanalisation. Erst eine ganze Zeit später wurden die Generatoren gebaut und dann ..., dann war der Dampf überall. Am Anfang haben die Menschen sich noch darüber beschwert; hatten Angst, er könne ihnen schaden, sie vergiften und am Ende vielleicht sogar umbringen. Einige der Hysteriker haben sogar laut von einem Angriff der Heiden gesprochen – was sich allerdings rasch als Narretei erwies.

Aber worüber am Anfang noch große Entrüstung herrschte, war bald darauf Teil des Stadtbildes; und wie an alles andere, gewöhnten sich die Menschen auch an den Anblick der schwarz-eisernen und gänzlich unwirklichen Generatoren. Und der allgegenwärtige Dampf wurde

zu Nebel, der eben auch ohne die dafür nötigen Witterungsbedingungen tagein tagaus Seperias Straßen bedeckte und wie Morgentau im Walde ein Anblick war, der nicht mehr befürchtet, sondern erwartet wurde.

Das änderte sich allerdings am Morgen des 7. Xula, 2128 nach Bilés.

»Das Weinen überlass den Weibern, mein Junge!«

Shadag öffnete schlagartig die Augen. Er war wach, von einem Moment auf den anderen. Kein erneutes Umdrehen, kein Strecken oder verschlafenes Gähnen. Kein Erinnern an den Traum der letzten Nacht, sondern nur das monotone Brummen des Generators, der pünktlich mit dem Sonnenaufgang ansprang und sein ganzes Zimmer in stetige Vibrationen versetzte.

Er setzte sich auf und ließ müde den Kopf hängen. Dann schwang er die Beine aus dem Bett und setzte seine Füße auf. Der Boden vibrierte. Binnen Sekunden war die Kraft des Generators durch die Wände seines Zimmers gekrochen und ließ sein Geschirr in der Kommode klappern, die unter seinem Spiegel stand und in der er außerdem noch sein Rasierzeug und seine Schreibutensilien aufbewahrte.

Er schlüpfte in seine Hose und warf sein Hemd über – beides bemerkte er kaum. Diese Bewegungen waren Automatismen, denen er jeden Morgen schlaftrunken und geistesabwesend nachging.

Er machte einen Schritt hinüber ans Fenster und öffnete einen der Läden. Dünne Arme aus weißen Schwaden griffen durch den Spalt und die frische Luft, die er jeden Morgen brauchte, war wie immer in unerreichbarer Ferne. Brutal abgeschnitten an den Grenzen der Stadt, von Toren, Mauern und einer Barrikade aus Hunderten monströsen Eisenwerken und Generatoren. Er schloss den Laden wieder und ging zur Tür. Erst an der Kälte seiner Füße bemerkte er, dass er vergessen hatte, seine Schuhe anzuziehen. Er ging zurück zum Bett und setzte sich auf die durchgelegene Matratze. Seine Schuhe zog er aber nicht darunter hervor, stattdessen stützte er seinen Kopf auf die Hände und seine Ellenbogen auf die Knie.

Er fühlte sich verkrampft und musste die Augen zusammenpressen. Der Gedanke an einen weiteren Tag in der Fabrik, einen weiteren Tag in diesem Loch wurde übermächtig und er begann unvermittelt zu schluchzen. Er weinte bitterlich und presste sein Gesicht so fest in seine Hände, dass es wehtat.

Du bist selbst schuld, dass es so weit gekommen ist, hörte er die Stimme in seinem Kopf. So wie er, hatte sicherlich noch keiner versagt. Ein vollendeter Absturz – von *allem haben* zu *allem brauchen* in nicht einmal einem Jahr – Gratulation!

Sein Ausbruch währte nur Sekunden und er fühlte sich auch nicht besser danach – das tat er nie. So langsam konnte er damit aufhören, sagte er sich, als er sich die Schuhe anzog.

»Das Weinen überlass den Weibern, mein Junge!«, hallte die Stimme seines Vaters unangenehm laut zwischen seinen Ohren wider, und er musste den Kopf schütteln, um sie da wieder herauszubekommen.

Noch in seinen Gedanken gefangen schreckte er hoch, als auf der Straße eine Glocke läutete. Er lief zurück ans Fenster und wedelte mit einem selbst gebauten Fächer, – bestehend aus dem abgebrochenen Stiel einer Schaufel und einem daran befestigten dünnen Buch – bis der Dampf so weit verzogen war, dass er die Straße zumindest schemenhaft erkennen konnte. Noch war keine der Laternen im Gange und die nur noch vereinzelt aufgehängten Petroleumlampen vermochten bei Weitem nicht, alle dunklen Ecken zu erhellen. Aus einer dieser dunklen Ecken trat eine verhüllte Gestalt hervor.

In Shadag explodierte eine Anspannung, die seine Muskeln verkrampfen und sein Herz beinahe aussetzen ließ. Genau im Moment seines Hinsehens hatte sich die Gestalt abgewandt und war in der nächsten Gasse verschwunden.

Hatte sie mein Haus beobachtet? Was willst du von mir? Und noch wichtiger, wer bist du überhaupt?

Sofort ging er zu seiner Kommode und riss die Schublade mit den Schreibutensilien so ungestüm auf, dass deren Inhalt sich vor seinen Füßen ausbreitete und der unterste seiner drei schmucklosen Teller zerbrach. Er holte seine Rolle Pergament und seinen Kohlestift hervor. Bei allen Elohim, dachte er, es gab Tage, da hatte er feinste Tinte mit einer Elfenbeinfeder aufgetragen.

Nun kniete er auf dem Boden und notierte in krakeliger Schrift mit steifen Fingern Folgendes:

1. Xula, 2364 nach Bilés. Eine Gestalt, der Statur nach ein Mann meiner Größe, hat mich beobachtet und verschwand in der Cellsesgasse, als ich ihn durch meinen bohrenden Blick aus seinem Versteck scheuchte. Er war ungefähr 1,80 groß – etwas kleiner als ich. Ich müsste ihn besiegen können, sollte er mir zu nahe kommen.

Sein Gesicht hab ich nicht gesehen. Er hatte es unter seiner Kapuze versteckt. Was hat er zu verbergen? Wieso verfolgt er mich? Diese Fragen machen mich krank – die Ungewissheit, nicht zu wissen, warum ich verfolgt werde, stellt sich für mich als sogar noch schlimmer heraus, als das Verfolgtwerden an sich.

Lasst mich in Ruhe!

Verschwíndet!

Verschwíndet!

Verschwíndet!

Er rollte das Pergament zusammen und erschrak, als die Glocke abermals erklang und dieses Mal schon deutlich näher war. Rasch verstaute er seine Schreibutensilien wieder in der Kommode und warf seine braune vielmals genähte und durch feste Lederflicken an den Ellenbogen verstärkte Jacke über.

Dann ging er zur Tür. Er wäre gerne in einen getäfelten Flur hinausgetreten, dessen Wände mit Bildern berühmter Künstler behangen waren – stattdessen musste er die Tür ganz aufmachen, sich hinknien und die erste Sprosse der Leiter, die in der waagerechten zum Dach des benachbarten Hauses führte, im milchigen Dampf ertasten.

Die Leiter, die ihm sein Vormieter freundlicherweise überlassen hatte – er war abgestürzt und im Nebel bitterlich verendet, da die durchaus herangeeilten Helfer ihn nicht rechtzeitig hatten finden können –, war der einzige Ausweg aus seinem Zimmer.

Aufgrund der Bauvorschriften gab es keine andere Möglichkeit von dem Generator, auf dem sein Zimmer unglücklicherweise gelegen war, herunterzukommen. Es war strengstens untersagt, um die Generatoren herumzubauen – ausgenommen in der Senkrechten, da ging in Seperia immer noch was.

Es gab Generatoren, auf die vier oder auch fünf – in der Innenstadt angeblich sogar bis zu zehn – Zimmer getürmt waren. Dort oben zu wohnen, war zwar lebensgefährlich, geradezu lebensverachtend könnte man sagen, aber auch die beste Möglichkeit, ein Dach über den Kopf zu bekommen, wenn man praktisch pleite war und Prostitution nicht infrage kam – zumindest noch nicht.

Bevor er achtsam sein Gewicht auf die Leiter verlagerte, schloss er noch seine Zimmertür, dann kroch er los, nachdem er sich zumindest einigermaßen davon überzeugt hatte, dass sie sein Gewicht einen weiteren Tag halten würde. Nach schweißtreibenden drei Metern erreichte er,

bereichert um eine weitere Erfahrung in Sachen Todesangst, das Dach der gegenüberliegenden Taverne. Damit hatte er aber noch längst keinen festen Boden unter den Füßen.

Der Tavernenbesitzer – ein durchaus sympathischer Mann, allerdings mit einem verstörenden Fable für Frauenkleider, was ihm ein unbeabsichtigter Blick durch dessen Schlafzimmerfenster, welches er auf seinem Weg passierte, offenbart hatte – war so nett gewesen und hatte an seiner Dachrinne entlang ein Seil gespannt, woran er sich halten konnte, sollte er einmal auf einem rutschigen Ziegel ausgleiten.

Er setzte einen Fuß in die Dachrinne und betete, dass sie nicht abbrach, als er gebückt, mit der rechten Hand immer am nächsten Dachziegel abstützend, daran entlang balancierte. Bewusst nicht zu dem besagten Fenster hinüberschauend, hangelte er sich bis zur Dachluke und packte das Seil, das darin verschwand und um einen dicken Dachbalken gebunden endete. Er zog sich hinein und bahnte sich im schummerigen Licht einer Petroleumlampe einen Weg zwischen den Kisten und Fässern hindurch bis zur Dachbodentür. Am anderen Ende des Dachbodens waren das Schlafzimmer und die private Küche von dem Schankmeister.

Sie war immer verschlossen, und obgleich es ohnehin Vertrauen kostete, Shadag hier oben durchkraxeln zu lassen, hatte er ihm auch versichert, jeden Einbruch und auch jeden Versuch durch einige ausgeklügelte Tricks bemerken zu würden. Shadag hatte sowieso keine Ambitionen, bei ihm einzubrechen. Dennoch war es gut, zu wissen, dass auch der Versuch – geboren in einer Stunde noch nicht vorstellbarer Not –, lieber zu unterlassen war.

Shadag öffnete die Dachbodentür einen Spalt und horchte. Lindwood hatte ihm zwar nicht gesagt, dass er vor Ladenöffnung verschwunden sein sollte, aber er hatte doch deutlich gemacht, dass es ihm lieber wäre. Als er in sein Zimmer gezogen war, hatte er sich darüber noch empört; mittlerweile verstand er den Tavernenbesitzer. Um ihn zu verstehen, hatte es viel Zeit gebraucht. Zeit, die er ins Zuhören, Lauschen und Beobachten hatte investieren müssen.

Aber es hatte sich gelohnt. Denn mittlerweile wusste er, dass es keineswegs die Regel für Lindwood war, Menschen wie ihn von seinen üblichen Gästen zu trennen. Tatsächlich galt diese Regelung nur an vier Tagen in der Woche. Am ersten, dritten, vierten und sechsten Tag in der Woche, um genau zu sein.

An diesen Tagen nämlich gab es eine nächtliche Zeitspanne, die kurzfristig von einer ganz anderen Klientel eingenommen wurde als von den üblichen Stromern und Trinkern.

Der Besuch dieser Klientel war die tatsächliche Einnahmequelle der Taverne – und das, obwohl sie nicht einmal wegen der Taverne selbst hier waren, sondern einzig und allein weil ein Mann namens Fairfax sie hierherbestellte.

Shadag erreichte die Treppe und ging herunter. Von hier aus konnte er den Schankraum gut überblicken und sehen, dass noch kein Gast eingekehrt war. Die Tür war noch verschlossen und keine der Kellnerinnen eingetroffen. Am Tresen, der auf die Treppe aufschloss und sich bis zur Wand erstreckte, standen zwei Männer. Lindwood und dem gegenüber Fairfax.

»Moin.« Shadag nickte den beiden zu und hob grüßend die Hand. Zuerst mit der Handfläche zu sich, dann mit der Handfläche zu den beiden – wie es Brauch war in der Nobilität. Nur weil er arm war, musste er sich nicht gleich so benehmen.

»Moin, Shadag«, erwiderte Lindwood und amte den Gruß nach; eher zum Spott. Lindwood hatte nichts mit der Nobilität zu tun. Hatte nie und würde nie.

Fairfax sah ebenfalls auf, verzichtete aber darauf, ihn zu begrüßen. Dessen ganze Aufmachung wunderte Shadag wieder einmal: Er trug einen auffallenden Umhang, der von dunklem Blau und Lila beherrscht wurde. Gehalten wurde er von einem goldenen Band, welches locker um seinen dunkelhäutigen Hals lag. Er war ein Gritena, einer der wenigen, der in Seperia lebte. Seine Geschäfte mit Lindwood trugen zu einem großen Teil zum Überleben der Taverne bei – auch wenn Shadag nicht genau wusste, um was für Geschäfte es sich dabei handelte.

»Gehst zur Arbeit?«, fragte Lindwood, als er den Treppenabsatz erreichte.

»Wohin sonst«, antwortete Shadag kurz angebunden und verließ die Taverne. Fairfax und Lindwood redeten bereits weiter, als er hinaus auf die Straße trat. Der Boden war aufgeweicht und matschig. Auch die wenigen Steine, die nur vereinzelt platziert worden waren und so Mühe hatten, wie eine fertige Straße auszusehen, änderten nichts daran.

Als erstes schaute Shadag misstrauisch zur Cellesgasse hinüber, konnte aber niemanden entdecken. Vermutlich hatte sein Verfolger sich längst aus dem Staub gemacht. Shadag ging los Richtung Süden, und als er an der Schmiede von Glossman vorbeikam, erschien im Nebel am Ende der Straße ein Junge. Er zog einen Wagen hinter sich her, auf dem eine wuchtige, matte Glocke befestigt war. Als der Junge an einem Band zog, erklang diese zum dritten Mal. Sie war dazu gedacht, all die Fabrikarbeiter, die in diesen Straßen wohnten, rechtzeitig zu wecken – dass dadurch auch alle diejenigen, die nicht in den Fabriken arbeiteten, wach wurden, nahm die Seperia Eisenwacht gelassen in Kauf.

Es war kühl. Viel zu kühl für den Sommer – aber so war es immer, seit dem Nebel. Er bedeckte alles mit einer feuchten kalten Schicht, die den Rost an allen Ecken und Kanten sprießen ließ wie frisch gesäte Blumen. Aus den umliegenden Häusern traten andere Gestalten, die Shadag von seinem allmorgendlichen Weg zur Arbeit bereits gut kannte. Gesprochen hatte er nie mit einer von ihnen. Und was er sah, sagte ihm auch viel mehr, als es Worte hätten tun können: Zu seiner Rechten, humpelte ein Mann herbei, den er »Met« nannte – in Anlehnung an seinen erheblichen Bierkonsum. Offenbar das Einzige, was noch Trost spendete.

Könnte er es selbst nur trinken! Aber allein der Geruch trieb ihm schon die Galle hoch – es zu trinken, war undenkbar. Sein Gaumen hatte sich schon im jugendlichen Alter an edle Weine gewöhnt.

Er gelangte hinter die nächste Häuserreihe und »Met« verschwand aus seinem Sichtfeld und seinen Gedanken, denn sein Blick fiel auf die Mühle des Viertels. Sie war natürlich schon seit über zwanzig Jahren nicht mehr in Betrieb und hatte so eigentlich keinen Nutzen mehr für die Menschen – wenn nicht Fairfax darin wohnen würde. Laternen hingen vor der Tür und die Fenster waren mit schweren Vorhängen verhangen. Was immer darin vorging, hausieren wollte er nicht damit.

Er zog die Schultern zusammen, als eine Brise aufkam, und lief weiter durch die Straßen, die noch eine Weile brauchen würden, um zu erwachen. So waren zu so früher Stunde nur wenige Menschen unterwegs. Gingen wortkarg einher, ohne aufzusehen, den Blick fest auf die eigenen Füße gerichtet.

Shadag ging genauso – nur dass sein Blick nicht auf seine Füße, sondern auf den Boden vor und neben denselben gerichtet war. Zwölf Bronzestücke hatte er so bereits gefunden, einmal sogar ein Silberstück. Auf dem Nachhauseweg war er dann allerdings überfallen und das gefundene Silberstück ihm wieder geraubt worden.

Für das nächste Geldstück, das er finden würde, hatte er sich bereits etwas ganz Besonderes ausgedacht – sollte es ein Silberstück werden, würde er sich davon einen alten, trockenen Rotwein kaufen, so wie er ihn früher immer getrunken hatte. Lindwood servierte einen solchen, auch wenn er nur selten verlangt wurde.

Shadag brauchte nicht lange zum Marktplatz seines Viertels. Inmitten des Marktes war bis vor zwei Jahren ein Brunnen gewesen, da aber die überwiegenden Wasserrohre mittlerweile zu einem der Generatoren umgeleitet worden waren, tröpfelte bestenfalls noch Rinnsale aus dem

einstigen Kunstwerk. Vielerorts waren bereits bestehende Leitungen für das Ableiten des Rauches umfunktioniert worden.

Auch seine Funktion als aufheiterndes Kunstwerk hatte dieser Brunnen daher eingebüßt, stattdessen bestand seine neue Aufgabe darin, den Wartenden einen Platz zum Sitzen und den Schildern, die ihn als Haltestelle für Kutschen auswiesen, einen Platz zum Dranhängen zu bieten.

Shadag war der Erste, der Platz nahm. Überhaupt schien er der Erste auf dem Markt zu sein, wie er bemerkte, als er sich umschaute. Er sah zu einem der Häuser, als just im selben Moment ein Vorhang vor eins der Fenster fiel, da er es erblickte. Er spürte ein Zucken in seinen Beinen, die ihn schnellstmöglich hier wegtragen wollten – aber er beherrschte sich.

Mitten auf dem Markt würden sie sicher nicht versuchen, ihn zu überwältigen. Sollten sie ihn doch beobachten, so viel sie wollten: Er konnte es sich nun einmal nicht leisten, noch einmal zu spät zur Arbeit zu kommen. Die Seperia Eisenwacht, bei der er noch nicht allzu lange beschäftigt war, verfolgte eine klare Politik, was Drückeberger anging.

Eine Tür knallte hinter ihm – und schon stand er! Einige stille Sekunden vergingen, ehe jemand in der Tür erschien. Eine Frau schüttete einen Eimer mit einer undefinierbaren dampfenden Flüssigkeit in die Gosse. Ihre Blicke trafen sich.

Penner. Strauchdieb. Gesindel. Er las diese Gedanken aus ihrem mürrischen Blick. Scham und Wut zugleich ließen ihn wegschauen.

Sie verschwand wieder in ihrem Haus.

Es gab keinen Grund, sich darüber zu wundern, so etwas geschah jeden Morgen irgendwo in Seperia. Shadag wollte sich wieder setzen, als er am anderen Ende des Marktes das Ende der Cellsesgasse erkannte. Ein kalter Schauer lief seinen Rücken hinab. Nur kurz, aber lang genug, um sich sicher zu sein, hatte er genau gespürt, wie ihn ein listiges Augenpaar fixiert hatte. Der Schatten der dazugehörigen Gestalt war sofort wieder in der Gasse verschwunden. Shadag lief los und drückte sich an die nächste Hauswand. Es war ihm egal, wie merkwürdig er für jemand Unbeteiligten erscheinen mochte – schließlich ging es um sein Leben!

Tatsächlich hallten noch vereinzelt Schritte durch die Gasse, ehe auch die verstummt und es so ruhig war, als sei niemals jemand dort gewesen. Nervös linste er um die Ecke. Die schmale Gasse lag im Nebel wie ein düsterer Waldweg, dem man jederzeit einen Marsch durch kniehohe Gewässer vorziehen würde.

Nebelschwaden zogen hindurch wie der Dampf Hunderter Zigarren, und die alle zwei Meter befindlichen Hintertüren der umliegenden Häuser sahen aus, als lägen dahinter Zellen mit vermodernden Hoffnungslosen.

Nie im Leben würde er auch nur einen Fuß in diese Gasse setzen, schwor er sich und ging zurück zum Brunnen. Nach ein paar Metern – er hatte nicht einmal die Hälfte der Strecke zum vermeintlich sicheren Brunnen zurückgelegt – hörte er jemanden husten.

Es kam aus dem Fematorium.

Das Fematorium war ein beengter Platz, nur noch in wenigen Vierteln zu finden, überdacht und auch eigentlich nicht mehr für das benutzt, wofür es einst gebaut worden war. Anstatt zu den Elohim zu beten, tummelte sich dort, seitdem der Glaube versiegt war, lichtscheues Gesindel aller Art. Und war somit der perfekte Rückzugsort für seinen Verfolger.

Er musste endlich einmal etwas tun. Seine Verfolger wussten, wie er aussah, wussten, wo er wohnte, vermutlich auch wo er arbeitete – er selbst wusste gar nichts. So entschloss er sich, dem Husten zu folgen. Die Kutsche war ohnehin noch nicht zu sehen.

Der Durchgang zum Fematorium bestand aus einem sehr tiefen Torbogen, der zwischen zwei Häusern hindurch auf den Platz führte. Als er den Torbogen erreichte, huschte jemand durch sein Sichtfeld, verschwand aber zu schnell wieder, als dass er ihn hätte erkennen können. Vielleicht war es einer der anderen Arbeiter, auch auf dem Weg zur Haltestelle; Vielleicht war es aber auch sein Verfolger, der mit einem Dolch in der Hand auf ihn wartete.

»H ... Hallo ...«

Shadag biss sich auf die Lippe, als sein »Hallo« in der morgendlichen Stille lauter klang als Trommelschlag. Er war wirklich dumm und verdiente es, hier zu sterben, dachte er missmutig. Anstatt in die Cellesgasse zu gehen, die zumindest etwas frequentiert war, schlich er auf diesen Hinterhof des Todes und verriet sein Kommen auch noch durch ein viel zu lautes angsterfülltes Hallo.

Das Husten wiederholte sich nicht. Shadag ging auf den runden Platz und sah sich um. Aus einem der runden Schächte, die hinab in die Kanalisation führten, drang so viel Dampf, dass er nur noch wenige Meter weit sehen konnte – alles dahinter war verdeckt von einem weißen Vorhang.

Er spürte Angst und bereute es, seinen letzten Lohn nicht für einen Dolch oder zumindest ein halbwegs scharfes Messer ausgegeben zu haben. Etwas klimperte hinter ihm und er fuhr

herum ... und erstarrte. Die Konturen eines Menschen wurden sichtbar, der stöhnend in die Knie ging.

Shadag trat näher, bis er nur noch eine Armlänge von der Gestalt entfernt war und sie genauer erkennen konnte: Es war nicht sein Verfolger – dazu war er in zu schlechter Verfassung. Seine Kleidung war dreckig und er stank bestialisch. Lange dunkle Haare verbargen sein Gesicht und die Finger seiner ausgezehnten Hände waren lang und gekrümmt, als griffen sie nach etwas.

»Was tut Ihr hier?«

Lauf weg du Idiot, solange du noch kannst!

Anstatt auf seine innere Stimme zu hören, streckte er vorsichtig seine Hand nach der zusammengesackten Gestalt aus. Sie zuckte zusammen und kroch ein Stück vor ihm weg. Ein unnatürliches Lachen ausstoßend, griff sie ziellos um sich. Die Gestalt raffte sich auf und lief auf den Schacht zu, aus dem der Dampf strömte. Sie lachte hysterisch und griff nach dem Dampf, konnte ihn aber natürlich nicht halten. Er entglitt ihren Fingern wie Wasser, dennoch ließ sie nicht nach, schlug wild um sich und begann panisch zu kreischen.

»Was ist mit Euch?«

Doch anstatt dem außer sich geratenen Mann zu helfen, wich er zurück. Er durfte keine Aufmerksamkeit erregen. Ob durch sich selbst oder durch jemand anderes. Der Mann schrie weiter und einige seiner Luftschläge trafen sein eigenes Gesicht, sodass er stürzte und blutend liegen blieb. Er wimmerte und krümmte sich am Boden. Shadag überwand sich und ging zu ihm, als etwas Unmögliches geschah, das ihn erschrocken zurückweichen ließ: Der Dampf, der aus dem Schacht strömte, änderte seine Farbe. Wo er eben noch schneeweiß war, tauchte er in ein tiefes Rot. Er sickerte über die Gestalt und aus dem Schreien wurde ein Röcheln. Zum ersten Mal sah er ihr Gesicht deutlich: Es sah aus, als würde alle Kraft herausgezogen werden. Einige stille Augenblicke später, die nur vom Röcheln und Stöhnen des Mannes erfüllt wurden, lag er auf dem Boden. Sein Gesicht und seine Hände waren beinahe so weiß, wie der Dampf es bis eben noch gewesen war, und die Knochen waren durch die Haut zu erkennen. Aus seinen gebrochenen Augen war jedes Leben gewichen. Der Rauch pocherte dunkelrot aus seinen Ohren, seinem Mund und Shadag meinte zu sehen, wie er sogar nach und nach unter die Augenlider des Mannes kroch.

Er trat näher und streckte seine Hand nach der des Toten aus. Als seine Fingerspitzen dessen Haut berührten, schreckte er zurück. Sie fühlte sich wie raues Pergament an. Mit zitternden Fingern sah Shadag auf. Der rote Dampf vermischte sich mit dem hellen Rest und begann sich

immer weiter auszubreiten. Er fuhr herum und rannte los – so schnell wie möglich weg von dem roten Dampf, der den Mann getötet hatte. Mit wild pochendem Herzen rannte er durch den Torbogen und ... und stieß mit jemandem zusammen. Er hörte ein dumpfes Stöhnen und riss die Person mit sich zu Boden. Ohne auf sie zu achten, sprang er wieder auf und rannte über den Markt, an dem Brunnen vorbei zurück in die Gasse, aus der er gekommen war.

Niemand durfte ihn sehen – weder bei dem Toten noch auf dem Markt. Er würde schon nicht entlassen werden, wenn er heute zu spät kam. Ging er halt zu Fuß. Das war besser, als einem Gardisten Rede und Antwort stehen zu müssen oder sogar einem seiner Verfolger in die Arme zu laufen.

Eine Straße weiter stand er im Schweiß und seine Beinmuskeln schmerzten. Ein scharfes Kratzen brach in seinem Brustkorb aus und fraß sich binnen weniger qualvoller Atemzüge durch seinen Leib bis in seinen Rücken. Er sammelte so viel Spucke in seinem Mund, wie er konnte, und schluckte sie herunter – doch das war ein erbärmlicher Ersatz für einen Schluck Wasser.

Er bekam kaum mehr Luft und lief in eine Seitengasse, die von keiner Laterne und keiner Fackel erhellt wurde. Es fühlte sich an, als sei ein loderndes Feuer in seinen Lungen ausgebrochen, das sich langsam, mit langen Flammenzungen seine Kehle hocharbeitete. Er musste sich an einer Wand abstützen und versuchte sein rasendes Herz zu beruhigen. Nur wenige Dutzend Meter weit hatte er laufen können, dann erreichten die Feuchtigkeit und Kälte bereits seine Lungen, die jeden Schritt zur Qual werden ließen. Er sank in die Hocke und kniff die Augen zusammen, auf denen ein starker Druck herrschte. Er rieb sie und tat mit dem Finger etwas von seiner Spucke daran, doch es half kaum.

Nach einigen Jahren – in denen er noch das Geld dafür gehabt hatte – hatte er es aufgegeben, Heilern und Ärzten sein Leiden zu klagen. Sie hatten allesamt keine Ahnung und konnten ihm nicht helfen. Sein Körper taugte einfach nicht viel; ebenso wenig wie sein Geist. Eine Erkenntnis, die ihm das Schicksal wiederholt mit aller Härte einzubläuen versucht und es letztlich auch geschafft hatte. Prostitution. Er würde darauf zurückgreifen müssen, ehe das Leben ihn zu sehr gezeichnet hatte.

Jäh schlug eine Glocke. Es war nicht die des Jungen. Dieser Klang war leiser und kürzer. Mehr ein »Kling«, als ein »Gong«. Und er wiederholte sich in kürzeren Intervallen.

Außerdem folgte auf das »Gong« ja stets das müde Schlurfen erschöpfter Arbeiter, wohingegen dem »Kling« das energische Trampeln eiserner Gardistenstiefel folgte.

Zwei der in dunkles Blau gekleideten Soldaten kamen um die Ecke gelaufen und stürmten in Richtung Markt. Als sie an ihm vorbei kamen, drückte Shadag sich an die Wand und hielt die Luft an. Er sah die gierige Lust in ihren Augen aufblitzen, kriminelles Fleisch mit ihren Knüppeln weich zu klopfen. Sie durften ihn nicht sehen – ein Wettrennen würde er in seinem Zustand niemals überstehen. Als sie auf dem Markt verschwunden waren, löste er sich aus seiner Starre und ging in entgegengesetzte Richtung los. Das andere Ende der Gasse erreicht, überlegte er sich zuerst, wie er den Markt umgehen und schnellstmöglich die nächste Kutschenstation erreichen konnte, ehe er versuchte, zu verstehen, was gerade geschehen war.

Shadag runzelte überlegend die Stirn. Die Straße wurde zusehends belebter, was ihm nun allerdings zugutekam, denn so fiel er nicht weiter auf und konnte sich in den Menschenstrom einreihen.

Ein Mann war vor seinen Augen gestorben – getötet von dem roten Dampf! Das stand fest. Oder nicht? Er hatte ja schon zuvor verrückt gespielt. Hatte herumgeschrien und versucht, den Dampf zu greifen ... vielleicht ein Entflohener. Schließlich war der psychiatrische Trakt des Stadtgefängnisses erst vor zwei Monaten eröffnet worden – konnte gut sein, dass dort noch nicht alle Sicherheiten ausgereift waren und einer der Irren ent schlüpfen konnte.

In Gedanken schüttelte er den Kopf. Das Gefängnis war auf der anderen Seite der Stadt. Wäre er vor Tagen entkommen, hätte man in der Seperia Zeitung davon gelesen, und wäre er erst in den letzten Stunden entkommen, wären die Menschen durch den Ausrufer gewarnt worden.

Unerwartet musste er schmunzeln: So schlecht stand es um die Sicherheit in der Stadt eigentlich gar nicht. Man war nur verloren, wenn man seine Schutzsteuer nicht zahlte. Tja ... der persönliche Schutz fiel ohne diese Steuer weg. Auch konnte man keine Anzeigen erstatten. Aber die Garde konnte auch nicht verhindern, dass man von den allgemeinen Sicherheitsmaßnahmen profitierte – wie eben einer lauten Ansage vom Bock einer Kutsche, die einen vor einer bevorstehenden Gefahr oder vor einem entlaufenen Irren warnte.

»Alles einsteigen! Alles E-I-N-S-T-E-I-G-E-N!«

Der Kutscher stand auf seinem Bock und sah sich müde um. Er trug die rote Uniform der Kutscher, die von acht (hier nur noch von fünf) goldenen Knöpfen zugehalten wurde. *Bahh* ... entfuhr es Shadag und es fröstelte ihn. Nicht ein müdes Lächeln hatte er gesehen, seitdem er die Taverne verlassen hatte.

»Hier! Ich komme noch mit!«

»Nicht so schnell, Meister!«, sagte der Kutscher unfreundlich und setzte seinen Fuß vor die Tür.

»Fahrschein, oder Bares.«

Shadag sah ihn einen Moment verwirrt an, dann begriff er und holte ein braunes Heft hervor. Auf der ersten Seite war sein Ausweis. Ein Dokument, das auf der linken Seite eine Tabelle mit den wichtigsten seine Person betreffenden Informationen und rechts eine erstaunlich treffende Zeichnung von ihm aufwies.

Dahinter war die grüne Kutschenkarte, die er von der Fabrik bekommen hatte. Er zeigte sie dem Kutscher und durfte einsteigen. Den Toten sollte er lieber vergessen, sagte er sich während der holprigen Fahrt zur Arbeit. Er konnte nichts mehr für ihn tun und er war auch nicht sein Problem. Es gab so viele verrottete Gestalten in diesen Straßen, die Garde würde auch kein großes Aufhebens darum machen. Warum sollte er also? Weder wurde er dafür bezahlt noch hatte er die Mittel. Er konnte gar nichts anderes machen, als den Toten vergessen und auch den Roten Rauch.

Roter Rauch? Mit einem Mal kam ihm die Vorstellung sehr abwegig vor. Viel wahrscheinlicher war es, dass seine Sinne durch eine Reflexion oder etwas in der Art getäuscht worden waren.

Er zuckte müde die Schultern; was auch immer es gewesen war, die Garde würde das schon machen – und das dachte er als jemand, der schon lange kein Vertrauen mehr in die Männer in Blau hatte.